

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Bis der Herbst kommt

Thüminger, Rosmarie

Wien, 1991

VI

VI

“Nein, so geht das nicht weiter!” sagte Großmutter. “Das ist kein Leben, das halte ich nicht aus.”

Vor einigen Tagen hatte sie ihre Augengläser zu Boden fallen lassen, und dabei war die altersschwache Fassung zerbrochen. Mutter hatte sie mit Heftpflaster gepickt. Das sah zwar nicht schön aus, war aber nichts Außergewöhnliches. Sogar der Pfarrer von Zell trug beim Hochamt am Sonntag zum purpurfarbenen, silberbestickten Ornat ein Paar mit Heftpflaster geflickte Augengläser. Großmutter befand sich daher in bester Gesellschaft. Doch als sich nach zwei Tagen das Klebeband plötzlich löste und dadurch das Sehglas unglücklicherweise auf die Herdplatte fiel und zerschellte, wurde das tägliche Leben eine Qual. Großmutter verwechselte die Polentadose mit der Grießdose, und so gab es zum Mittagessen mit Wasser gekochten Grießbrei. Wenn sie kehrte, führte sie den Besen weitab von Staub und Schmutz, und erst gestern hatte sie den letzten Viertelliter Milch für Lisa statt in das Pfännchen auf den Tisch geleert.

“Ich werde noch verrückt”, klagte sie, indem sie mit beiden Händen über die Tischplatte nach dem Suppenlöffel tastete.” Nichts zu sehen, das ist einfach nicht auszuhalten.”

“Aber Mama, wie sollten wir dir eine neue Brille beschaffen! Du weißt, wir haben schon den Briefträger gebeten, er soll herumfragen, ob uns jemand eine Brillenfassung verkaufen kann, die er nicht mehr braucht. Bis jetzt hat er noch keine aufgetrieben.”

“Am Montag fahre ich nach Innsbruck zum Optiker.”

“Du weißt, so einfach ist das heutzutage nicht. Man braucht eine Bewilligung der Amis.”

“Die krieg’ ich schon irgendwie. Und dann - ich gehe nicht aus dem Geschäft, bis ich eine neue Brille habe. Und wenn ich eine Woche warten muß!”

“Du solltest wenigstens so lange warten, bis wir einen halben Kilo Schmalz oder ein paar Eier aufgetrieben haben. Wenn du dem Optiker Lebensmittel anbieten kannst, läßt er vielleicht mit sich reden.”

“Ja, das weiß ich selber auch!”, erklärte die Großmutter unwirsch. Seit sie fast nichts mehr sah, hatte sie oft schlechte Laune.

Nach dem Mittagessen verschwand sie auf dem Dachboden und stöberte lange in ihren alten Sachen herum. Eine Stunde später kam sie

triumphierend zurück. In den Händen hielt sie ein großes Ölgemälde, das Maria, als sie noch klein war, immer sehr bewundert hatte. Es stellte das Kaiserpaar Karl und Zita inmitten seiner Kinder und sämtlicher erzherzoglicher Onkel und Tanten dar. Mindestens zwei Dutzend hohe Herrschaften waren mit großer Liebe zu kaiserlicher Prachtentfaltung ausgestattet. Die Damen trugen Kleider aus zarten pastellfarbenen Stoffen, deren Dekolletés duftige Spitzen umrahmten, und Hüte, groß wie Wagenräder. Die Herren waren in helle Anzüge oder goldbetreßte Uniformen gehüllt. Die Buben hatten samt und sonders Matrosenanzüge und die Mädchen weiße Kleider, weiße Strümpfe und weiße Schuhe an. Die Gesichter blickten, wie es sich für hohe Herrschaften gehört, etwas blasiert und gelangweilt auf den Betrachter. Auch der Rahmen paßte zu dem vornehmen Gemälde. Er war mindestens acht Zentimeter breit, aus Holz geschnitzt und vergoldet. In den Vertiefungen der üppig geschwungenen Ranken hatte sich Staub angesammelt, was ihn nur noch gediegener erscheinen ließ.

Das Bild stammte aus Südtirol, Großmutter hatte es mitgenommen, weil es ein Andenken an den Kunstmaler war, der einmal eine Saison lang in ihrer Nachbarschaft auf Sommerfrische gewesen war und ihr ein bißchen schön getan hatte. Aber Großmutter war damals schon verheiratet gewesen, und so war von dieser Bekanntschaft nichts geblieben als eine Erinnerung und dieses aristokratische Gemälde. Exzentrisch, wie der junge Mann gewesen war, wollte er Großmutter nicht mit einer Gebirgslandschaft, die sie ja sowieso immer vor Augen hatte, beglücken, sondern mit der Momentaufnahme einer für sie exotischen Welt. Die Erinnerung hatte in vielen unterschiedlichen Spielarten unzählige Gute-Nacht-Geschichten für Maria und Willi abgegeben.

“Das Bild verkauf’ ich”, erklärte Großmutter. “die Amerikaner mögen so was. Sie sind nicht nur wild auf Porträts von Hitler und Göring oder auf Achselstücke von Offizieren und Hakenkreuzabzeichen. Den Gebildeten ist auch das Haus Habsburg ein Begriff. Jetzt gehe ich zum Gratler in Zell. Der steht sich gut mit den Amerikanern und hat schon etliche Geschäfte mit ihnen gemacht. Die scheren sich zum Glück nicht um die Non-Fraternisation, sondern tun, was sie wollen. Sie zahlen gut, in Kaffee und Zigaretten. Und für solche Luxusware werde ich vom Optiker in Innsbruck wohl Augengläser einhandeln können!”

“Mutter, willst du das Bild wirklich hergeben? Du hängst doch sehr

daran, das weiß ich genau. Wenn du es schon bei der Übersiedlung aus Südtirol mitgeschleppt hast!”

“Ach, da war ich ja noch um vier Jahre jünger”, sagte Großmutter. “Und was soll’s, die Augengläser brauch’ ich einfach, und etwas anderes zum Verkaufen habe ich nicht gefunden. In Wirklichkeit war er ja doch nur ein großer Kindskopf.”

Damit war der Kunstmaler gemeint.

Mutter zuckte die Schultern. “Wenn du es so siehst, tust du sicher gut daran, das Bild einzutauschen.”

Den Verkauf des Bildes mußte allerdings Mutter in die Hand nehmen, weil Großmutter wegen ihrer schlechten Augen zu sehr behindert war. Sie wickelte es gleich am nächsten Nachmittag vorsichtig in dicke Lagen Zeitungspapier und steckte es in den Rucksack. Damit wanderte sie zum Gratler nach Zell, der augenblicklich den hohen Tauschwert erkannte. Die gesamte Habsburgfamilie auf einen Schlag und dazu in Öl! Ein prächtiges Schaustück für jedes adrette Einfamilienhaus in Missouri oder West-Virginia und überdies noch eine Erinnerung an Austria. Er zeigte sich großzügig, denn er wußte, auch ihm würde der zukünftige Käufer des Bildes mit Großzügigkeit begegnen. Er erbot sich, weitere Bilder ähnlichen Inhalts anzunehmen.

“Schade, daß dir dein Kunstmaler nicht mehr Bilder geschenkt hat”, sagte Mutter zu Großmutter, als sie, wieder daheim, vom Tauschgeschäft berichtete. Ein Viertelkilo Bohnenkaffee und zwei Schachteln Zigaretten hatte sie für das Ölgemälde bekommen. Die Großmutter nahm das Säckchen mit den Bohnen in die Hand und roch daran.

“Hmm”, machte sie. “Bohnenkaffee, echter Bohnenkaffee. Ich muß ihn mir anschauen. Ich muß einfach wieder einmal richtigen Bohnenkaffee sehen.”

“Schau ihn dir nur genau an”, sagte Mutter, “es wird lange dauern, bis du wieder einmal Gelegenheit dazu hast.” Sie schlüpfte aus dem Sonntagskleid, das sie immer für den Gang ins Dorf anzog, und streifte den Hauskittel über.

“Ich geh’ schnell Wasser holen”, erklärte sie. “Ich werde noch die Fenster putzen, bevor es dunkel wird.”

Großmutter knüpfte das Säckchen auf und steckte die Nase hinein. Dann begann sie, die Bohnen abzuzählen. “Eins, zwei, drei, vier...” “Großmutter, was machst du da?” fragte Maria.

“Ich zähle Bohnen ab, siehst du das nicht? Ich zähle dreiundzwanzig Bohnen. Und du, hol die Kaffeemühle. Die Arme hat seit Monaten nichts anderes mehr zu mahlen gehabt als geröstete Gerstenkörner.”

Maria tat, wie ihr befohlen. Großmutter machte das Türchen der Mühle auf und schüttete ihr die dreiundzwanzig abgezählten Bohnen in den Schlund. Dann hockte sie sich breit auf den Küchenschemel, klemmte die Mühle zwischen die Beine und begann kraftvoll die Kurbel zu drehen. Gleich darauf erfüllte herrlicher Kaffeeduft das Haus. In diesem Augenblick kam Mutter zur Küchentür herein.

“Aber Mama, was machst du da?”

“Ich koche uns einen Kaffee, den haben wir uns verdient. Du, weil du den Tausch bewerkstelligt hast, und ich, weil ich immerhin das einzige Bild meines Kunstmalers geopfert habe. Dreiundzwanzig Kaffeebohnen auf oder ab - das wird der Optiker schon nicht merken.”

Großmutter bot nun auch Maria einen Schluck echten Bohnenkaffee an. Nachdem die Erwachsenen ein derartiges Theater um eine Schale Kaffee machten, erwartete Maria sich wunder welchen Trinkgenuß und war dann recht enttäuscht. Der Zichorienkaffee war für ihren Geschmack ebensowenig genießbar wie jener aus gerösteter Gerste. Aber der Kaffee aus den Bohnen der Amerikaner konnte sie auch nicht begeistern.

So wurde schön der Reihe nach alles geregelt. Mutter mußte ein Schüsselchen Schmalz opfern und das Viertelkilo Topfen, das sie gegen zwei Eier eingetauscht hatte. Aber dann war es soweit. Großmutter hatte die Heimatbezirksbewilligung für eine Bahnfahrt von Zell nach Innsbruck und zurück für sich und Maria. Mit dieser Bewilligung löste Mutter die zwei Fahrkarten. Großmutter brauchte eine Begleitung, weil sie ohne Brille nicht imstande war, sich außer Haus zu bewegen. Maria war die ideale Begleitung, sie hatte gemeinsam mit Vater schon einige Male die Landeshauptstadt besucht und war mit ihm sogar schon beim Augenarzt und beim Optiker gewesen.

“Außerdem”, so meinte Mutter, “wirkt ein Kind auf Kontrolleure beruhigend.”

“Vielleicht sollte überhaupt Maria das Päckchen mit den Kaffeebohnen nehmen”, schlug Großmutter vor, “Marias selbstgehäkelten Beutel werden sie wohl nicht ausräumen.”

“Ist es verboten, ein Ölgemälde gegen Bohnenkaffee und diesen gegen Augengläser einzutauschen?” fragte Maria.

“Das ist Schwarzhandel. Damit machen einige Leute in der heutigen Zeit das große Geld auf Kosten anderer, die nicht einmal genug zu essen haben. Deswegen wird Schwarzhandel streng bestraft, und die Kontrolleure können da keine Ausnahmen machen. Aber ich kann ohne Brille nichts machen, und auf legalem Weg krieg’ ich keine oder erst in vier Monaten. Was soll ich denn solange tun, halbblind, wie ich ohne Brille bin? Ich bereichere mich ja nicht, ganz im Gegenteil, ich opfere ein Liebespfand eines verflommenen Verehrers.”

“Aber Mama, du brauchst dich doch nicht zu rechtfertigen vor uns!”

“Ich rechtfertige mich vor mir selber”, sagte Großmutter.

“Hauptsache, ihr werdet nicht erwischt.”

“Besuchen wir auch die Lehrerin?” fragte Maria. “Ich würde so gern die Lehrerin sehen.”

Großmutter schüttelte den Kopf. “Das ist unmöglich, wir müssen froh sein, wenn wir die Ordination beim Augenarzt zeitgerecht erledigen. Dann noch die Visite beim Optiker. Nein, Maria, es tut mir leid, aber mehr ist nicht möglich.”

“Wann kommt ihr wieder zurück?” fragte Willi. “Ohne dich mag ich nicht den Hennenstall ausmisten.”

“Das magst du nie, auch nicht mit mir!”

“Aber ohne dich tue ich es noch weniger gern.”

“Bis spätestens neun Uhr müssen wir wieder zurück sein. Da fängt die Ausgangssperre an”, sagte Großmutter.

“Hoffentlich versäumt ihr den Abendzug in Jenbach nicht. Sonst müßt ihr die ganze Nacht im Warteraum verbringen.”

“Es wird schon alles gut gehen.”

Am Vorabend des Reisetages war die ganze Familie sehr nervös. Sogar Spitz wurde von der allgemeinen Aufregung angesteckt und sauste zwischen Herd und Küchentisch hin und her. Großmutter und Maria nahmen in der großen Blechwanne, die auch zum Wäschewaschen diente, ein Bad, obwohl normalerweise nur jeden zweiten Samstag Badetag war. Da das Haus keinen Wasseranschluß hatte, war der Wasserverbrauch streng reglementiert. Es brauchte ein halbes Dutzend Kübel Wasser, bis die Wanne voll war. Jeder Kübel mußte vom Brunnen geholt und auch noch einzeln am Herd erhitzt werden. Aber nach einer Stunde war es geschafft, und die angehenden Reisenden blitzten vor Sauberkeit.

Großmutter bereitete alles, was anderntags in ihrem Beutel nach Innsbruck mußte, auf der Fensterbank in der Küche aus.

Den mit einem dicken Stempel versehenen Schein, der bestätigte, daß sie mit ihrer Enkelin mit der Bahn nach Innsbruck fahren durfte, die Fahrscheine selbst, dann die Tauschobjekte: ein Viertelkilo Topfen, das Schüsselchen Schmalz und, als größte Kostbarkeit, das Viertelkilo echten amerikanischen Bohnenkaffee minus dreiundzwanzig Stück Bohnen. Dann die Geldbörse. Sehr wichtig war die Identitätskarte, um sich auszuweisen. Die Behörden liebten es, überall, wo irgend möglich, Kontrollen zu machen. Wer sich nicht ausweisen konnte, kam auf die Militärkommandantur und blieb dort so lange, bis einwandfrei feststand, wer er oder sie war. Mutter holte den schwarzen Regenschirm von Vater aus dem Schrank, denn dieser hatte den größten Umfang. Zum Schluß legte Großmutter noch das Bildchen des heiligen Antonius, ihres Lieblingsheiligen, dazu. Er hatte die Aufgabe, sie, Maria und den Beutel samt Inhalt sicher in die Stadt zu bringen.

Da nur zwei Züge am Tag das Zillertal befuhren, davon einer morgens, der andere nachmittags, mußten sich Großmutter und Maria früh auf den Weg machen. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, und es war kühl. Maria führte Großmutter an der Hand, und immer, wenn ein größerer Stein auf dem Weg lag, machte sie Großmutter darauf aufmerksam. So kamen sie nur langsam vorwärts, und es war gut, daß sie eine reichliche Zeitreserve eingeplant hatten.

“Wie spät es wohl sein wird?” fragte Großmutter, als sie bei der Brücke angelangt waren.

“Auf sechs wird es schon zugehen”, meinte Maria. Sie hatten keine Uhr mit. Großmutter besaß zwar eine, aber der war schon voriges Jahr die Feder gerissen, und eine passende Ersatzfeder hatte Onkel Fritz noch nicht aufgetrieben. Maria hatte sowieso keine Uhr. Kein einziges Kind am Astenberg hatte eine. Auch Uhren waren Mangelware. Die Kinder orientierten sich nach dem Gefühl, dem Hunger und der Sonne. In den Stuben oder Küchen hingen Wanduhren mit schweren Gewichten, die im Rhythmus des Tages langsam auf- und niederstiegen. Die meisten Männer besaßen eine Uhr, meist eine dicke runde Taschenuhr, die sie, an goldglänzende schwere Ketten gehängt, in der Westentasche aufbewahrten. Auch Vater hatte so eine Taschenuhr. Als er noch nicht im Krieg war, hatte er sie manchenmal herausgenommen, und Maria durfte zusehen, wie der Sekundenzeiger über das Zifferblatt wanderte, oder sie ans Ohr halten. Tick - tack, tick - tack machte die Uhr, und Vater sagte: “So kannst du sehen, wie die Zeit vergeht!” Es gab so viel, was mit dem Vater verschwunden war.

Der Bach toste, daß man das eigene Wort kaum verstehen konnte. Diese Talseite hatte die Sonne eben erst erreicht, und rundum glitzerten die Wiesen im Tau. Maria mußte einen Augenblick stehenbleiben und schauen, obwohl sie das alles schon oft gesehen hatte. Aber es paßte so gut zusammen: der Bach, die Brücke darüber, die Wiesen und gleich dahinter die Häuser von Zell und in deren Mitte die Kirche mit dem grünen spitzen Turm.

“Wie froh werd’ ich sein, wenn ich wieder Augengläser habe”, hörte Maria Großmutter neben sich seufzen.

“Aber Großmutter, jetzt ist es bald soweit, heute abend siehst du auch wieder alles”, sagte Maria, die diese Worte schon hundertmal gehört hatte.

“Ja, wenn alles gut geht.”

Bis auf weiteres schien auch wirklich alles wunderbar zu klappen. Der Zug fuhr ziemlich genau zur errechneten Zeit ein und war nicht übermäßig besetzt. Bis Aschau mußten sie stehen, da stieg ein Ehepaar aus, und Großmutter und Maria konnten sich auf die Holzbank zwängen. Ein amerikanischer Soldat bedeutete Maria, sie könne mit ihm Platz tauschen und sich zum Fenster setzen. Das war schön, der Zug fuhr mitten durch das Tal, vorbei an Wiesen voller Blumen und Häuser, und eine ganze Weile begleitete er den Fluß. Einige Felder waren schon abgemäht. An den Bahnhöfen zog der amerikanische Soldat das Fenster herunter, und da drang der Duft von frischem Heu herein.

Maria saß da und schaute und vergaß die Kaffeebohnen in ihrem Beutel und Großmutterns Brille. Es war fast wieder wie früher, als sie mit Vater hier gefahren war und noch nichts gewußt hatte von Krieg und Lebensmittelkarten und Zuteilungen. Aber dann fiel ihr Boris ein, der war längst weggefahren aus dem Zillertal und vielleicht schon heimgekommen in sein fernes Moskau. Wenn ich einmal groß bin, dachte Maria, dann kaufe ich mir eine Fahrkarte nach Moskau, Zell - Moskau, hin und retour, dann fahre ich zu ihm und besuche ihn.

Inzwischen hatte die alte Frau gegenüber eine Schnitte Brot ausgepackt. Im Waggon roch es plötzlich nach Leberwurst. Maria konnte sich gar nicht mehr erinnern, wann sie das letzte Mal Leberwurst gegessen hatte. Großmutter und sie hatten zwar keine Leberwurst, aber Schmalzbrote und gedörrte Zwetschken im Beutel. Der Leberwurstgeruch machte sie hungrig.

“Glaubst du, wir könnten auch schon unser Brot essen?”

“Wenn du willst, selbstverständlich.”

Es ging anscheinend mehreren Leuten wie Maria, denn mit einemmal zogen viele Reisende ihre verpackten Jausenbrote heraus, Papier raschelte, und die Leute begannen hastig zu essen.

“Nun, das geht ja alles ganz wunderbar”, flüsterte Großmutter Maria zu. “In einer halben Stunde sind wir in Jenbach. Die Gruberbäuerin behauptet immer, daß die Zillertalbahn viel öfter kontrolliert wird als die Bahn von Jenbach nach Innsbruck.”

Aber in diesem Augenblick wurde es still im Waggon. Die Gespräche verstummten, das Papierrascheln hörte auf. Maria reckte den Kopf, um zu sehen, was los war. An der Tür standen zwei Gendarmeriebeamte.

“Um Gottes Willen!” flüsterte die Großmutter erschrocken.

“Vielleicht müssen die nur einfach so mit dem Zug fahren.”

“Die schauen mir nicht so aus.”

Nein, es waren keine Passagiere. Sie kamen in den Waggon herein und blieben vor der ersten Holzbank stehen. Der Kleinere zeigte auf einen prallgefüllten Rucksack und fragte mit lauter Stimme: “Wem gehört dieser Rucksack?”

Ein Mann hob die Hand. “Mir”, sagte er. “Was ist da drinnen?” - “Stroh”, antwortete der Mann.

“Stroh!” wiederholte der Gendarm. “So, so! Stroh.”

Man konnte ihm an der Stimme anmerken, daß er das nicht glaubte.

“Dann machen Sie den Rucksack einmal auf und leeren Sie das Stroh da auf die Bank.”

“Da wird aber alles schmutzig”, gab der Mann zu bedenken.

“Das werden Sie schon wieder sauberkriegen.”

Der Mann holte den Rucksack aus dem Gepäcknetz. Die Großmutter stieß Maria leise an: “Bet du zur Gottesmutter von Lourdes”, befahl sie, “ich bete zum Heiligen Antonius.”

“Für den Mann mit dem Stroh?” fragte Maria leise zurück.

“Nein, für uns natürlich.”

Aber Maria konnte und wollte nicht so auf Befehl beten, nicht einmal zur Muttergottes von Lourdes, obwohl ihr diese, als sie noch klein gewesen war, ganz außerordentlich gefallen hatte. Auf Großmutterns Kommode stand eine fast einen halben Meter hohe Statue der Heiligen Maria. Der Bildhauer hatte sie so geschaffen, wie er glaubte, daß die Bernadette sie einst gesehen hatte. Die schmale Gestalt in ein weißes Cape gehüllt, ein blaßblauer Gürtel faßte die Falten des Kleides in der Taille zusammen. Unten schauten winzige, nackte Zehen

heraus. Maria war von der Figur fasziniert gewesen. Oft hatte sie ihr von sonntäglichen Spaziergängen Blumen mitgebracht. Zur Belohnung für besonderes Bravsein hatte sie manchmal unter den wachsamen Augen der Großmutter eine Kerze anzünden dürfen.

Inzwischen waren die Nachbarn des Strohbesitzers aufgestanden, und der häufte den Inhalt seines Rucksackes auf die Holzbank. Der Haufen wuchs und wuchs, und Maria wunderte sich, daß soviel Stroh überhaupt Platz hatte in einem Rucksack. Endlich war er leer. Der Gendarm beutelte ihn ein paarmal, aber es fiel nicht ein Hälmchen mehr heraus.

“Für was brauchen Sie denn das ganze Stroh?” fragte der Gendarm.

“Die Matratze von meiner jüngsten Tochter ist schon total verschwitzt. Meine Frau hat mich zu einer weitschichtigen Verwandten ins Zillertal geschickt, damit ich frisches Stroh hole.”

“Und sonst haben Sie nichts mitgebracht?”

“Sie hat selber nichts. Aber ein Mittagessen hat sie mir gegeben.”

Der Gendarm sagte dem Mann, er solle das Stroh wieder einfassen. Dann wandte er sich einem anderen Reisenden zu, dem ein kleiner, abgeschabter Koffer gehörte. Er mußte ihn aufmachen. Maria konnte nicht sehen, was darin war, weil die anderen Passagiere den Blick verstellten. Erst als der Gendarm eine Dose hochhob und in der Luft hin und herbeutelte, erkannte sie an dem aufgedruckten Bild, daß es sich dabei um eine Fleischdose handeln mußte.

“Parmaschinken!” rief der Gendarm. “So was, Parmaschinken! Wo gibt es denn heutzutage Parmaschinken? Das muß ja noch Friedensware sein. He, wo haben Sie die Friedensware her?”

Der Mann stotterte herum, redete von Erbschaft und Freundschaft.

“Und sonst, was haben Sie sonst noch?”

“Nichts”, beteuerte der Mann, “Sie sehen es ja, nur Wäsche, ein Paar Socken, ein zweites Hemd. Das brauche ich zur täglichen Pflege. Ich lege großen Wert darauf, immer ordentlich angezogen zu sein.”

Der zweite Gendarm zog eine Mappe aus seiner Tasche und füllte ein langes Protokollpapier aus. Das mußte der Mann unterschreiben. Die Dose mit dem Parmaschinken wanderte in die Aktentasche des Beamten.

“Da Sie die Herkunft der Konserve nicht nachweisen können, muß ich sie beschlagnahmen.”

Dann kamen sie zu der Reihe, in der Maria und Großmutter saßen. Die junge Frau neben Großmutter mußte ihre Tasche aufmachen.

Sie hatte zwei Papiersäcke mit Mehl drinnen.

“Was machen Sie mit diesem Mehl?” fragte der Gendarm.

“Damit lass’ ich mir von einem bekannten Bäcker in Jenbach Brot backen”, antwortete die Frau. Sie war sehr blaß, und ihre Stimme klang ziemlich zittrig. Aber der Beamte gab sich zufrieden und ging weiter.

“Sie machen nur Stichproben”, flüsterte Großmutter, “nur Stichproben. Uns haben sie ausgelassen. Der Heilige Antonius und die Muttergottes von Lourdes haben uns geholfen.”

“Das war der Heilige Antonius allein, ich habe nicht gebetet.”

“Dann tue es wenigstens jetzt, wo ich die Augengläser so notwendig brauche!”

Aber da hielt der Zug schon in Jenbach, und alle Passagiere mußten aussteigen. Fast zwei volle Stunden warteten sie auf den Anschlußzug. Es war schon später Vormittag, als sie endlich auf dem Bahnhof in Innsbruck einfuhren. Der Platz vor dem Bahnhof war kaum wiederzuerkennen. Wo früher eine geschlossene Hausfront war, klafften jetzt Lücken. Das Haus mit dem schmalen Erker, das Maria immer so gut gefallen hatte, weil es sie an das Knusperhäuschen aus dem Märchenbuch erinnerte, war verschwunden. An seiner Stelle klaffte ein Riesenloch im Boden. Schief am Nachbarhaus lehnte der Giebelrest. Der Erker hatte früher Blumenkisten mit roten und weißen Pelargonien getragen. Einmal, als Maria und Vater gerade unten vorbeigegangen waren, war Wasser heruntergetropft. Vater war stehengeblieben und hatte hinaufgeschaut. Der Kopf einer jungen Frau, die die Blumen goß, hatte sich über die Brüstung geneigt. “Können Sie nicht aufpassen”, hatte der Vater vorwurfsvoll gerufen. “Sie haben meinen Anzug naßgespritzt.” Die Frau war rot geworden und hatte sich entschuldigt. Gleich darauf war sie mit einem Tuch zur Haustür herausgekommen, um Vater das Sakko trocken zu tupfen.

“Wo sind die Leute jetzt?” fragte Maria.

“Wie soll ich das wissen?” Die Großmutter schüttelte den Kopf. “Wahrscheinlich leben sie jetzt irgendwo auf dem Land, als Ausgebombte, und warten, bis der Krieg vorbei ist und sie wieder zurück können. Genau wie die Frau Prohaska.”

“Aber sie haben keine Wohnung mehr.”

“Sie werden froh sein, daß sie noch leben.”

Das Haus, in dem der Augenarzt seine Ordination hatte, stand noch unversehrt. Sie waren die letzten Patienten. Der Arzt war gerade dabei,

die Praxis für den Vormittag zu schließen. Erst als er erfuhr, daß sie seit dem frühen Morgen unterwegs waren, ließ er sich erweichen.

“Ach so, aus dem Zillertal kommt ihr”, sagte er, “da muß ich euch halt noch anschauen.”

Er setzte Großmutter in den alten Lehnstuhl, in dem früher Vater immer gegessen hatte, wenn er sich neue Brillen hatte anpassen lassen. Nun mußte Großmutter die Ziffern herunterlesen, 5, 8, 6, 4, 7, aber dann stockte sie und konnte keine weiteren mehr erkennen. Der Arzt setzte ihr ein metallenes Gestell auf die Nase und legte geschliffene Gläser ein.

“Ist es so besser, oder ist es so besser?” fragte er, genau wie bei Vater. Wenn Maria die Augen schloß, war es beinahe, als ob Vater in dem Stuhl säße. Aber schon erklärte der Augenarzt: “So, das hätten wir. Ihre Augen haben sich etwas verschlechtert. Ich stelle Ihnen das Rezept aus. Aber ob Sie die Brille auch bekommen, ist eine andere Frage. Sie müssen es halt versuchen. Im Zillertal wird es wohl noch ein Schüsselchen Schmalz geben, hm?”

Darauf antwortete Großmutter nichts, sondern bedankte sich nur und ging, von Maria geführt, hinaus. Das Brillengeschäft kannte Maria auch noch von früher, allerdings hatten die Fenster des ersten Stocks keine Scheiben mehr und waren mit Pappe vernagelt. Das Geschäft war leer. Auf den Regalen, wo früher viele verschiedene Brillenfassungen geprängt hatten, lag nun keine einzige mehr. Wo waren die schönen Brillengestelle aus gold- oder silberfarbenem Material und die massiven Hornfassungen nur hingekommen? Der Mann hinter dem Verkaufspult schien selbst keine Ahnung davon zu haben. Gelassen und ohne das geringste Lächeln schaute er den Eintretenden entgegen. Großmutter zog das Rezept aus der Rocktasche und schob es dem Mann hin. Der zog die Augenbrauen hoch. “Es gibt keine Augengläser”, sagte er.

“Gibt es keine Gläser oder keine Fassungen?”

“Weder - noch”, war die kurze Antwort.

Großmutter beugte sich über den Tisch. “Hätten Sie vielleicht Verwendung für Kaffee?” fragte sie leise.

“Kaffee?” fragte der Mann. “Was ist das für ein Kaffee?”

“Echter amerikanischer Bohnenkaffee.”

“Zeigen Sie her.”

Großmutter nestelte in ihrem Beutel herum und zog endlich das Säckchen mit den Bohnen heraus.

Der Mann nahm es in die Hand, knüpfte das Band auf, roch daran, schüttelte es. "Nun, ich werde einmal schauen, ob ich vielleicht noch eine alte Brille privat auftreibe", sagte er.

"Was tun wir, wenn er doch keine hat?" fragte Maria.

"Er wird schon eine haben", sagte die Großmutter, "da bin ich eigentlich ganz zuversichtlich. Bohnenkaffee ist etwas Kostbares heutzutage."

Und wirklich, als der Mann zurückkam, legte er eine dunkelbraune Hornfassung auf den Tisch. "Sie ist gebraucht, aber noch einwandfrei. Gefällt sie Ihnen?"

Großmutter setzte sie auf.

"Sie zwickt mich", sagte sie, "hinter den Ohren zwickt sie, aber das werden Sie schon ändern können."

"Das schon, das Problem sind jetzt noch die geeigneten, richtig geschliffenen Gläser."

"Hätten Sie vielleicht für Topfen Verwendung?" fragte Großmutter.

"Topfen, hm, ich weiß nicht, etwas anderes haben Sie nicht?"

"Ein Schüsselchen Schmalz habe ich noch, das ist dann das Letzte. Mehr habe ich nicht, da können Sie uns bis auf die Haut ausziehen."

"Geben Sie her", sagte der Mann.

Großmutter zog das Töpfchen Schmalz und die kleine Schüssel Topfen aus ihrem Beutel. Der Mann beäugte beides, roch wieder daran und verschwand damit. Diesmal blieb er länger aus, und Großmutter wurde schon langsam ungeduldig. Als er endlich erschien, strahlte er.

"Sie haben Glück", sagte er, "ganz großes Glück. Ich habe noch zwei Gläser gefunden, die Ihrer Dioptrienzahl sehr nahe kommen. Ich werde sie heute nacht einsetzen, und morgen können Sie Ihre Brillen abholen."

"Morgen?" rief die Großmutter. "Wie stellen Sie sich das vor, morgen! Glauben Sie, ich kann morgen wieder in die Stadt fahren? Da braucht man eine Erlaubnis dazu, und die kostet was. Nein, ich brauche die Brillen heute noch. Sie müssen sie mir heute noch machen. Sonst - sonst nehme ich alles wieder mit!"

"Aber, aber", sagte der Mann, "warum sind Sie denn auf einmal so herb? Ich habe ja nicht gewußt, daß Sie eine weite Fahrt haben. Das haben Sie mir ja vorher nicht gesagt."

"Jetzt wissen Sie es. Der einzige Zug, der nachmittags ins Zillertal geht, fährt um sechs Uhr von Jenbach weg. Den müssen wir erreichen. Setzen Sie nun die Gläser ein oder nicht?"

“Ich werde mich bemühen”, versprach der Mann. “Gehen Sie spazieren und kommen Sie in zwei Stunden wieder. Bis dahin hoffe ich, es geschafft zu haben.”

“Ich will eine Bestätigung”, verlangte die Großmutter.

Da schüttelte der Mann den Kopf. “Nein, wo denken Sie hin. Etwas Schriftliches kann ich Ihnen nicht geben. Soviel Vertrauen müssen Sie schon haben.”

“Können wir nicht einfach hier im Geschäft warten? Was soll ich in der Stadt herumrennen, wenn ich eh nichts sehe. Und hundsmüde bin ich auch.”

Maria stupste Großmutter an. “Ich weiß was, wir besuchen die Lehrerin.”

“In zwei Stunden? Nein, Maria. Das ist unmöglich. Dazu reicht die Zeit nicht. Sie wohnt im Saggen. Wir bräuchten wahrscheinlich eine Stunde, um hinzugelangen. Dann müßten wir erst das Haus suchen. Nachher wieder in die Stadt zurück, die Brille holen, zum Bahnhof. Nein, das schlag dir aus dem Kopf. Das mach’ ich nicht.”

“Ich will aber zu ihr gehen!”

“Ich habe dir schon gesagt, es geht nicht.”

“Aber ich möchte meine Lehrerin sehen.”

“Ich möchte auch oft etwas, was ich nicht haben kann. Kein Wort mehr davon, sonst werde ich zornig.”

Da mischte sich der Optiker ein. “Wenn das kleine Fräulein gerne lesen würde, könnte ich ihm ein Buch anbieten.” Er bückte sich und holte unter dem Pult ein Buch hervor. Am Umschlag war das Bild eines hübschen, blonden Mädchens zu sehen, und darüber stand in großen Buchstaben der Titel des Romans: “Nora macht ihr Glück.”

“Das hat meiner Tochter auch sehr gut gefallen.”

“Und wenn ich es nicht fertigkriege?”

“Dann erzähle ich dir, wie es ausgeht.”

Maria sah ein, daß ihr nichts anderes übrigblieb, als sich zufriedenzugeben. Großmutter hatte es sich bereits in einem der altmodischen breiten Lehnssessel bequem gemacht. Sie bettete den Kopf an die Lehne und schloß die Augen.

“Ich raste mich aus”, erklärte sie.

Maria begann zu lesen. Das Buch erzählte die Geschichte eines Mädchens, das von zu Hause wegging, um in der Stadt die Handelsschule zu besuchen. Schon auf der zwölften Seite begegnete ihr ein sympathischer junger Mann, in den sie sich verliebte.

Gerade als man erfuhr, daß der Mann bereits verlobt war - das war aber schon in der zweiten Hälfte des Buches -, brachte der Optiker die Brille.

“Was sagen Sie, ich habe sie schon fertig.”

Großmutter setzte sie auf.

“Sehr gut”, lobte sie. “Sie paßt ausgezeichnet.”

“Und sie steht Ihnen auch”, sagte der Optiker.

“Also sind wir quitt?” fragte die Großmutter.

“Ja”, bestätigte der Optiker. “Wir sind quitt.”

Da es noch nicht vier war und er das Geschäft also noch geschlossen hielt, ließ er Großmutter und Maria durch eine Hintertür auf die Straße.

“Bitte, wie geht das Buch aus?” fragte Maria.

“Sie kriegen sich”, sagte der Optiker. “Die Verlobte ist eine untreue Person, und Nora und der junge Mann heiraten.”

Das freute Maria. Sie mochte Geschichten, die ein gutes Ende nehmen.

“Ah, ist das eine Wohltat”, rief Großmutter aus. “Wieder richtig sehen. Ich fühle mich wie neugeboren. Wie neugeboren fühle ich mich. Übrigens, wie gefällt dir die Fassung? Dunkelbraunes, echtes Horn. Findest du es nicht ein bißchen massiv für mein Gesicht?”

“Nein, nein”, versicherte Maria, “sie steht dir gut.”

Als sie am Bahnhof ankamen, waren da viele Menschen, hauptsächlich Frauen. Sie standen auf dem Bahnsteig oder hatten sich auf die Stufen der Treppe gesetzt.

Einige Kinder liefen lärmend zwischen den Erwachsenen herum. Als Großmutter fragte, was da los sei, erklärte ihr ein alter Mann, daß ein Heimkehrertransport erwartet werde. Er wolle seinen Sohn abholen. “Sind Sie benachrichtigt worden, daß er kommt?” fragte die Großmutter.

Der Mann schüttelte den Kopf. “Nein, das nicht. Aber es wäre möglich, daß er kommt. Es wäre möglich.”

Dann begann er eine lange verworrene Geschichte zu erzählen, angefangen beim September '39, als der Krieg begonnen hatte und sein Sohn gleich beim Polenfeldzug mit dabei war, bis zum vorletzten Jahr, da hatte er Nachricht bekommen, sein Sohn sei bei einem Rückzugsgefecht in Rußland als vermißt gemeldet worden. Und nun ging er zu jedem Heimkehrertransport, um seinen Sohn zu suchen.

Einige Frauen hatten Fotos von Männern in Uniform an große Papptafeln geheftet und diese an Stangen befestigt.

Neben den Fotos standen die Namen, und darunter oder darüber las Maria seltsame Wörter, die sie noch nie gehört hatte: Otschakow, Tscherkassy, Przemysl.

“Die Frauen hoffen, daß einer von den Heimkehrern mit ihrem Mann in der gleichen Einheit gewesen und daß sie so erfahren könnten, wo er jetzt ist”, erklärte die Großmutter.

Eine Frau redete die Großmutter an und fragte, ob es wahr sei, daß der Heimkehrertransport, der schon zweieinhalb Stunden Verspätung habe, heute überhaupt nicht mehr komme. Großmutter wußte das natürlich auch nicht.

“Fragen Sie doch die Rotkreuzschwester dort”, sagte Großmutter, die mit ihren neuen Brillen nun alles ganz genau sah, sogar eine Rotkreuzschwester, die am anderen Ende des Bahnsteiges stand. “Die weiß vielleicht etwas.”

Weil Zeit war und der Zug nach Jenbach erst in einer guten halben Stunde eintreffen sollte, schlenderten auch sie beide zu der Schwester. Die war eine kräftige und große Frau. Über die weiße Kittelschürze hatte sie eine Wollweste gezogen, und über dem blonden, üppigen Haar schwebte eine weiße Haube mit einem roten Kreuz in der Mitte. Auf dem Leiterwagen vor ihr türmten sich kleine Pakete, und Großmutter behauptete, daß jeder Heimkehrer so ein Päckchen bekommen würde. Aber was drinnen war, wußte sie auch nicht.

Auf einmal kam hektische Bewegung in die Leute, sie begannen zu drängeln und zu schieben, und dann fuhr ein Güterzug mit viel grauem Dampf in den Bahnhof ein. Die Männer in den offenen Waggons winkten und beugten sich heraus und riefen, und auch die Leute am Bahnsteig winkten und riefen. Großmutter zog Maria hinter eine Säule, damit sie nicht erdrückt würde, weil Mutter ihr nie verzeihen würde, wenn Maria etwas passierte. Es dauerte lange, bis die Männer alle ausgestiegen waren und die Frauen den Richtigen gefunden hatten. Es gab aber auch Frauen, die ihren Mann nicht finden konnten. Sie liefen den Bahnsteig auf und ab, hielten die Tafeln hoch und sprachen die anderen Männer an und fragten, ob sie nicht ihren irgendwo in diesem Krieg gesehen hätten. Und auch manche Männer schauten sich um, gingen von einem Ende des Bahnsteiges zum anderen und wieder zurück und schauten und schauten, ob nicht doch jemand gekommen sei, sie abzuholen. Aber sie fanden niemanden. Da nahmen sie das kleine Paket vom Roten Kreuz und schleppten sich davon. Die Frauen, die den Mann oder den Sohn oder den Bruder oder den Vater gefunden

hatten, drückten ihn an sich und lachten und weinten. Die Frauen, die ihren Soldaten nicht fanden, wandten sich ab von dem Glück der anderen. Sie preßten Tücher an ihre Augen, und nur wenn man genauer hinsah, merkte man, daß sie mit den Tüchern ihre Tränen trockneten.

“Der Krieg ist aus, und die Menschen weinen noch immer”, sagte jemand neben ihnen. Es war der Mann, der seinen Sohn suchte.

“Der Krieg ist aus und dauert trotzdem an”, sagte die Großmutter. “Er wird andauern, solange ein Mensch an den Wunden leidet, die er geschlagen hat.”

“Dann erleben wir sein Ende nicht mehr”, sagte der Mann. Er drehte sich um und ging auch fort.

“Großmutter, wird Vater auch mit so einem Heimkehrertransport kommen?” fragte Maria. “Und holen wir ihn auch ab? Ich möchte ihn so gerne abholen.”

“Wenn wir wissen, daß er kommt, holen wir ihn ab, selbstverständlich.”

Es wurde spät, als sie in Zell aus dem Zug stiegen. Maria war todmüde, aber Großmutter trieb sie zur Eile an.

“Wir müssen schnell gehen, sonst kommen wir in die Sperrstunde. Ich habe keine Lust, mich bestrafen zu lassen. Erst gestern habe ich in der Zeitung gelesen, daß neun Leute zu dreißig Tagen Haft verurteilt worden sind, weil sie sich in der Nacht außer Haus aufgehalten haben.”

Nun war es Großmutter, die Maria an der Hand führte.

“Sogar in der Dämmerung kann ich mit den neuen Augengläsern sehen”, lobte Großmutter ihre neue Errungenschaft.

Willi allerdings war anderer Meinung. Ihm gefielen Großmutter Brillen nicht. Kaum war er Großmutter ansichtig geworden, fing er zu schimpfen an: “Da seid ihr einen ganzen Tag auf Gaude und kommt mit solchen Augengläsern heim! Großmutter schaut ja wie eine Eule aus, wie eine richtige alte Eule.”

“Aber Willi!” rief Mutter. “Wie kannst du nur so frech reden.”

“Du weißt überhaupt nicht, wie eine richtige Eule aussieht”, sagte Großmutter. “Ich sehe wieder, das ist das Wichtigste. Schönheit ist nicht alles.”